

kommt – wie bei der Hausfrau Margot Kaufmann.

Im Alter von 62 Jahren erlitt die Patientin ihren ersten epileptischen Anfall und begann zu torkeln. Wenig später vergaß sie, die Herdplatte auszustellen, dann auch ihr Alter und die Namen ihrer Enkel. Zerr wusste nicht weiter, bis der Ehemann ihr mitteilte, dass bei seiner Frau 30 Jahre zuvor eine Glutenunverträglichkeit diagnostiziert worden war – eine chronische Darmkrankheit, die mit der Bildung von verschiedensten Autoantikörpern einhergeht. Schon lange habe sie sich nicht mehr an die vorgeschriebene Diät gehalten.

Mit einer Nahrungsumstellung sowie einer hochdosierten Cortisontherapie, die das Immunsystem teilweise unterdrückte, bekam Zerr die Krankheit in den Griff. Margot Kaufmann blieb zwar im Rollstuhl, aber die Demenz schritt nicht weiter fort, die epileptischen Anfälle verschwanden.

Doch wie kann es dazu kommen, dass sich Teile der Immunabwehr gegen das eigene Gehirn wenden? Eine mögliche Erklärung sind versteckte Tumoren in einem frühen Stadium, gegen die sich die

tag wieder zurechtkomme. Nur das Kurzzeitgedächtnis bereite ihr noch Probleme.

Heute, einhalb Jahre später, wirkt sie gesund und voller Tatendrang. „Nur Freunde, die sie sehr gut kennen, merken, dass sie noch nicht auf der Höhe ist“, sagt Lebensgefährtin Thomas K. Schon bald, so die Prognose der Ärzte, könne sie wieder arbeiten.

„Wir kennen inzwischen viele solcher positiven Verläufe“, sagt Neurologe Rauer, der gerade eine Studie mit 20 weiteren Patienten auswertet. Mit den Heilerfolgen tritt er jenen Psychiatern entgegen, die bezweifeln, dass die nachgewiesenen Antikörper ursächlich für die psychischen Erkrankungen seien.

„Autoantikörpertests sollten routinemäßig bei jeder akut neu auftretenden Schizophrenie durchgeführt werden“, fordert der Leitende Oberarzt Ludger Tebartz von Elst, der ebenfalls an der Uniklinik Freiburg arbeitet. Als Vorsitzender des Referats Neuropsychiatrie der Fachgesellschaft der Psychiater will er sich dafür einsetzen, dass diese Testverfahren bei Verdachtsfällen in die Basisdiagnostik aufgenommen werden. „Sogar wenn die Suche in 95 bis 98 Prozent der Fälle nichts



NORBERT MICHALKE / DER SPIEGEL



STEFAN SOBOTA / VISUM / DER SPIEGEL

Neurologe Prütz, Demenzkranke Kaufmann: „Wir finden nur, wonach wir suchen können“

Immunzellen richten. Dabei kommt es dann zu einer Fehlreaktion – im Kampf gegen den Krebs greifen die Antikörper irrtümlicherweise auch Bestandteile von Nervenzellen an.

Auch im Fall von Laura D., so vermutet der Neurologe Rauer, könnte ein unentdeckter Unterleibstumour zu den epileptischen Anfällen und Wahnvorstellungen geführt haben. Regelmäßig untersuchen Ärzte deshalb per Ultraschall die Eierstöcke von Laura D., bis jetzt fanden sie nichts.

Dank Blutwäsche und Cortisontherapie, die das Immunsystem und damit auch die Entzündungsreaktion unterdrückt, ist es bei ihr zu einer wunderbaren Heilung gekommen. Schon nach wenigen Monaten erzählte die Frau, die ihre Sprache verloren hatte, flüssig und mit gewählten Worten, wie gut sie im All-

ergäbe: Für die Betroffenen steht auf dem Spiel, ob sie den Rest ihres Lebens mit einer schweren, stigmatisierten Krankheit verbringen oder wieder gesund werden.“

Der Charité-Experte Prütz wird noch deutlicher. Wenn sein eigener Bruder an einem psychischen Leiden erkrankte, würde er zuerst nach Antikörpern fahnden. Und falls er keine fände, bestünde er dennoch auf einer hochdosierten Cortisontherapie als Heilversuch: „Das ist ungefährlich, kostengünstig und hilft, falls es sich um einen noch nicht bekannten Autoantikörper handelt.“

In einigen Fällen hat Prütz solche Blindversuche bereits durchgeführt, wenn Patienten mit rätselhaften psychischen Leiden zu ihm kamen – oft mit beeindruckenden Heilungen.

BERNHARD ALBRECHT

UMWELT

Goldener Tritt

Der Biogasboom bedroht die Existenz der Schäfer. Maiswüsten verdrängen ihre Herden, viele Hirten haben schon aufgegeben.

Meine Mädels kenn ick alle“, sagt Jenny Kniestedt, „und wenn ick mit dem Auto vorfahre, wissen die: Mutti ist da.“

Die 31-jährige Berlinerin hütet 350 Mutterschafe an einem Deich, dort wo die Löcknitz beim mecklenburgischen Dömitz in die Elbe fließt. Die gelernte Schäferin – Tattoo auf dem Oberarm, schwarzer Kurzhaarschnitt – schiebt ihre Schützlinge in den Sortiergang: In die „bewollten Arschbacken“ gibt's eine Spritze gegen äußerliche Parasiten, gleich ins Maul eine Dosis Bandwurmmittel.

Mit ihren „Deichrasenmähern“, den Pommerschen Landschaften und den Schwarzköpfen, zieht sie bis nach Sachsen-Anhalt und Brandenburg. Zu tun ist genug; sie schneidet die Klauen, leistet Geburtshilfe oder setzt die Tiere für den Schafschere auf den Hintern. „Machen tu ick allet“, sagt Kniestedt, „und dat mit Herzblut.“

Ihr Chef, der 48-jährige Schäfermeister Maik Gersonde aus Schlesin, ist froh, dass er sie hat. „Was Jenny macht, ist hundertprozentig“, lobt er. Gersonde hat noch eine weitere junge Frau ausgebildet und angestellt. Auch beim benachbarten Kollegen im niedersächsischen Preten arbeiten zwei Schäferinnen mit. Inzwischen bewerben sich mehr Mädchen als Jungen um einen Ausbildungsplatz für die dreijährige Lehre.

Doch der weibliche Zuwachs täuscht über die düstere Lage hinweg. In den vergangenen fünf Jahren ist die Zahl der Schäfer, die von ihren Tieren leben, um ein Fünftel auf 2000 zurückgegangen. Noch schützen in Deutschland ihre 2,5 Millionen Schafe mit Tritt und Biss die Deiche an den Küsten und Flussläufen, sie bewahren Kulturlandschaften wie die Lüneburger Heide und die Schwäbische Alb vor der Verbuschung, sie pflegen Wegränder, Plätze, Hänge und schwer zugängliche Höhen. „Aber viele Herden sind schon weg, weil die Schäfer aufgeben mussten“, sagt Gersonde.

„Kurz vorm Aussterben“ sieht Stefan Völl, Geschäftsführer der Vereinigung Deutscher Landesschafzuchtverbände, den Beruf, der zu den ältesten der Welt zählt. Die Existenz der Schäfer werde bedroht von wachsender Bürokratie und fallenden Preisen für Lammfleisch, auch Wolle hat ihren Wert verloren. Vor allem aber die Energiewende ist schuld an ihrer Not.



BEN BEHNE / DER SPIEGEL

Schäferin Kniestedt mit Schafherde auf einem Deich bei Dömitz: „Machen tu ick allet – und dat mit Herzblut“

So verwandelt der Biogasboom Wiesen, Äcker und selbst noch die kargsten Flächen, die Schafe seit je ernährten, in Maiswüsten – mit der Folge, dass die Schäfer, die nur selten eigenes Land besitzen, kaum noch Pachtweiden finden. Die Wege der Schäfer zu ihren Weidegründen werden dadurch länger, das ohnehin bescheidene Durchschnittseinkommen von 1200 Euro sinkt weiter. „Wenn das so weitergeht“, sagt Völl, „gibt es die Landschaftspfleger der Nation bald nicht mehr.“

Gelockt von den Subventionen des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG), mit denen sich scheinbar ökologisch korrekt Geld scheffeln lässt, bieten Investoren den Bauern mittlerweile doppelt so hohe Pachtpreise wie noch vor wenigen Jahren. In der Elbtalaue kostet ein Hektar Grünland bis zu 800 Euro pro Jahr. In Biogasballungsgebieten wie Bayern zahlten Investoren sogar schon 1000 Euro pro Hektar, berichtet Günther Czerkus, Sprecher des Berufsschäferausschusses, der selbst seine Schafe in der Eifel hält: „Der Flächenhunger ist unersättlich.“

Die Fördermittel des EEG ermuntern die Biogaserzeuger sogar dazu, die Schäfer aus ihren letzten Rückzugswinkeln zu vertreiben, aus den Naturschutzgebieten. Die Betreiber ernten dort maschinell und sichern sich eine erhöhte „Einspeisevergütung“: Sie wird fürs Schnittgut aus Naturschutzgebieten gezahlt, weil dieses in den Biogasanlagen eine geringere Energieausbeute erzielt.

In anderen Naturparadiesen, etwa im Unesco-Biosphärenreservat Elbtalaue, breiten sich inzwischen riesige Energiepflanzen-Felder aus. Unternehmen wie die Ruhe Agrar GmbH haben bei Preten im Amt Neuhaus ganze Agrargenossenschaften aufgekauft. Der Biogaskonzern Envitec errichtete dort jüngst eine 2,6-Megawatt-Anlage. Vom staatlichen Umweltamt genehmigt wurde jetzt auch, mitten im Biosphärenreservat, die noch größere Anlage im benachbarten mecklenburgischen Dersnow. Mehr als 100 000 Tonnen Mais und vergorene Reste sollen dort demnächst übers Jahr hin und her gekarrt werden.

Was nach der Maisernte übrig bleibt, ist für die Schafe unbekömmlich. „Die würden einen Eiweißshock bekommen“, erklärt Gersonde, „wir müssten die Schafe erst an die Maisreste gewöhnen.“ Aber nach einer Woche wird der abgerentete Acker auch schon wieder umgebrochen und die Gülle ausgebracht.

Ob bei Gewitter, Starkregen oder stehender Julisonne: Tag für Tag rückt Jenny Kniestedt entlang der Löcknitz ein paar hundert Meter weiter. Ihre Bordercollie-Hündinnen rennen immer wieder los, um „Nascher zu bestrafen“: Die Hütehunde fassen Ausreißer am Bein, ohne sie zu verletzen.

Meister Gersonde hat seinen Beruf noch in der DDR gelernt. „Dort hatte das Hüten eine hohe Qualität, die Schäfer waren angesehene Leute“, erzählt er. „Die volle Montur“, den langen blauen Filz-

mantel und die hohen Stiefel, trägt Gersonde kommende Woche zum Landesleistungshüten. „Jeder freut sich, wenn er Schäfer sieht, aber das hilft uns nicht.“

Vorsorglich hat er vor Jahren 400 Hektar Land gekauft, als Weide und für den Anbau von Bio-Futtergetreide zur Winterfütterung. Sein Lammfleisch verkauft er nach Hamburg. „Aber wenn ich die Deiche nicht hätte“, sagt Gersonde, „ginge gar nichts mehr.“

Der Hochwasserschutz, zu dem seine sieben Herden von April bis Oktober beitragen, ist eine wichtige Einnahmequelle. Mit ihrem „goldenen Tritt“ verdichten die Paarhufer den Boden. Ihr Schafsbiss kappt Gräser knapp oberhalb der Wurzeln, die so in die Breite sprießen und eine dichte Grasnarbe bilden. Bei der Deichschau kontrollieren Technisches Hilfswerk, Polizei und die Ingenieure vom Landkreis, ob die Schafe ordentliche Arbeit geleistet haben.

Doch als Folge der Energiewende gehen den Schäfern sogar schon Deiche verloren. In Wesel bei Duisburg lässt der Deichverband neuerdings die ersten zwei Binnendeiche für Biogasanlagen abmähen.

Schäferfunktionär Czerkus glaubt aber, dass man sich bald wieder auf Schafe besinnen werde. Wenn die schweren Erntemaschinen die Grasnarbe wegradieren und Löcher in die Fläche reißen, gehe der Deich kaputt. „Und dann“, prophezeit Czerkus, „steht Duisburg unter Wasser.“

RENATE NIMTZ-KÖSTER